

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 4 (1909-1910)
Heft: 24

Artikel: An eine Dame
Autor: Attenhofer, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

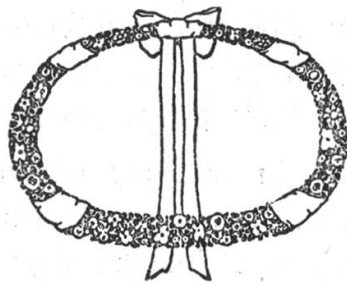
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

müde Haupt ist leicht zur Seite geneigt, und das große Auge blickt vergeistigt in weite Fernen. . . . Betrachten wir dieses Bild und gedenken wir der Briefe Goethes: das ist eine Wehmut ohnegleichen! Betrachten wir diese Züge und sprechen wir leise:

„Denn was der Mensch in seinen Erdenstranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt.
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.“



An eine Dame.

Ein Brief.

— — — — Ich aber habe mich nach Ihnen gesehnt, Nacht und Tag, Tag und Nacht. Vielleicht aber war es die Sehnsucht, den Glauben nicht zu verlieren an Menschen, lebende Menschen, Menschen mit Leib und Seele.

Wir sind Wege gegangen, holperige, einsame, im Frühmondschein, während der Abendnebel zwischen dunkeln Stämmen geboren wurde. Dummes Zeug redeten wir, während mir die Seele zitterte unter dem Druck der Frage, ob Du ein Mensch seiest, ein Mensch. Der Mensch aber ist für mich nicht die Seele, sondern ein Wesen aus Fleisch und Blut, eine Schatzkammer, in der alle Triebe, Wünsche und Strebungen vergangener Geschlechter, alles Sehnen des Frühlings, alle Wehmut des Herbstes schlummert.

Tag und Nacht habe ich Deiner geharrt, Dir die Antwort ins Ohr zu flüstern, die Antwort auf eine grenzenlos nüchterne, trodene Frage: „Was wollen Sie eigentlich?“ — Damals ging's wie ein Riß durch meine Seele, und was ich hier schreibe gilt eigentlich nicht Ihnen, gilt einem Wesen, von dem ich geträumt, das ich geschaffen aus den Trieben meines Blutes und aus dem Schönheits- und Seligkeitsdurst, der mich durchglüht.

Nach etwas Feinem, Zartem, von jedem Alltag Losgelösten, nach einem von stiller Wonne Leuchtenden sehnte ich mich.

Ich habe keine Heimat. Mich friert. Niemand, der mir Wärme zu geben vermag. Wie ein Bettelkind steh' ich am Weg und strecke die Hände aus nach allem Glänzenden, das die Straße zieht. Das Glänzendste, Wärmste aber ist die Ruhe an einem Frauenherzen. Was kümmert mich die Zukunft?! Ausruhen will ich und dann meinen Weg ziehen voll süßen Dankes. Zurücksehnen will ich mich können! Und dies dünkt mir nicht das mindest Süße in der Liebe, so wie ich sie kenne.

Ich sah Dich. Du bist schön. Schön? — Ich weiß es nicht. In Dir, an Dir ist etwas, das meine Seele einlädt, bei Dir Halt zu machen, in Dir Ruhe zu suchen. Und lichterloh brannte das Verlangen und die Sehnsucht fing mich, mit Dir einen goldenen Tag zu erleben. „Auf Abenteuer ausgehen“ haben wir das einmal in jener zitternden Ehrfurcht genannt, die keine Worte findet für ihr Heiliges.

Meine Seele goß ich in die Zeilen, die ich Dir schrieb, und als kein Wiederklang aus Deiner Seele mir ertönte, da habe ich in schwülen Nächten mir selbst geklagt, was Deinem Ohr bestimmt war.

Haben Sie noch nie Kinder gesehen, am Straßenrand im Winter, wie sie die kalten Händchen rieben, in die warm erleuchteten Fenster guckten und sich sehnten, nur ein Stündchen dort drin zu sein, im Warmen, nur ein Stündchen am Herzen der Frau zu ruhen dort im feinen Gewande, die ihnen so überirdisch schön vorkam? — Das ist Sehnsucht!!

Braucht man denn immer sagen zu können, wonach man dürstet? Ja, kann man es denn immer? Ist unsere Seele nicht ein Chor von tausend und abertausend Stimmen? Von den wenigsten wissen wir, aus welchen Tiefen sie jubeln oder schluchzen; wissen nicht, warum sie jubeln oder schluchzen.

So habe ich mich gesehnt, das Gesicht an Ihre Brust zu pressen und liebe, tröstende Worte zu hören. Zarte Worte, unter denen die Seele mählich Ruhe findet.

Ja, ausruhen! das ist das Wort! Wovon? gilt nichts. Von allem. Von allem Schönen, allem Schweren, das die Zeiten gebracht; denn alles macht müde.

Ist denn Freundschaft so etwas Kleines, daß sie dies nicht gewähren kann? Dies sei der Liebe vorbehalten? Wie? dem Engherzigsten, Blutlosesten, Tyrannischsten, das die Welt trägt? Nicht der Freundschaft, diesem Freien, Feinen, Stillen, Intimen, das zum Wandern antreibt, um ewig den Reiz des Wiederfindens kosten zu dürfen? Liebe, ja das mag gut sein für Greise, die Brief und Siegel, Sumpf und

Stille brauchen. Freundschaft, die maßlos gibt und maßlos fordert, sie hält jung! — —

Kann nicht eine Nacht Schätze bergen?

Wie aber könnte man Wünsche, Träume, Sehnsüchte aussprechen, während man auf holprigem Wege, gleich zwei Wohlerzogenen, nebeneinander hertrottet? Dem Papier muß ich es anvertrauen; die Antwort aber muß die Tat und — ein Lächeln sein.

Wie manchen Abend lag ich mit geschlossenen Augen da. Die Lampe brennt, und der Schimmer, der durch die Lieder dringt, hat so etwas Zartes, Stilles, Anschmiegendes. Dann kann man träumen. Die Gegend sehe ich, wo wir ankommen. Auf jedem Menschenantlitz scheint Sonne zu liegen, weil Wunsch und Gewährung in unsern Herzen beben. Weil wir das Leben, diese lauernde Bestie, eingeschläfert haben. Aus diesen Stunden aber werden wir hervorgehen: kräftiger, schweigsamer, klagensatter, das Wissen im Innersten, daß im Menschenherzen und Menschenwillen die Quellen sprudeln, voll ewiger Süße, deren Labfal uns für lange den sengenden Brand der staubigen Wanderstraße vergessen läßt. — —

Der Himmel ist still blau. Oder regnet es? Ach, ach auch im Regen kann man Arm in Arm legen und selig seines Weges gehen, mag der Mund überfließen von dem, was das Herz erfüllt, mag das Schweigen am Wegrand stehen, lächelnd, in seinem Auge die Kunde von viel Ungesagtem. Ich freue mich gleich einem versonnen Kinde, und in Ihrer Seele kämpfen Tränen und Wonne. Sind wir denn nicht zwei Glückssucher, die sicher sind, den Schatz zu heben?

Jede Kleinigkeit habe ich mir ausgemalt. Wie hold sind doch Kleinigkeiten, wenn das Herz voll süßer Erwartung, voll seligen Erfüllungsbewußtseins ist! Ist nicht alles nur ein Sammeln von Erinnerungen für spätere, kahle Stunden, da der Wind draußen faucht und die nackten Wände rings um uns mit bösen Mündern auf uns einreden, wie trostlos fade doch das Leben sei?

Da will ich ihnen, den bösen Wänden, erzählen, wie ein Licht erlosch, wie ich zitternd vor Erwartung und doch im tiefsten Innern so still dalag, wie ein Mensch sich zum Menschen fand, wie ich meinen Arm um seinen Hals legte, mein Mund in schweigendem Glücke einem Mund sich einte, eine warme Brust an meine sich schmiegte, daß der Atem nur verstohlen noch seinen Weg ging.

Da erst wird es uns beiden durch die Seele gehen, das würgende Gefühl der Einsamkeit, und in heißem Aneinanderschmiegen wird es wie ein morgenliches Sonnenerwachen in uns aufleuchten: Nicht allein! Nicht verloren umherirrend unter tausend andern sind unsere Seelen,

unser Leben, unsere Gesichte. Wir fühlen Zusammenhänge, Innigkeiten, die wohl manchmal schlafen gehen, nimmer sterben können. In tiefster Seligkeit naht uns der süße Schlaf. — — — —

Doch das ist ein Poetentraum, schönes, süßes, dummes Zeug.

„Ihr habt einen andern Geist als wir!“ Ich aber habe mich nach Ihnen gesehnt Nacht und Tag, Tag und Nacht.

A. Attenhofer.



Die Frage einer schweizerischen Nation.

Von Ed. Blahhoff-Dejeune.



Einer unserer jungen Diplomaten in Rom — daß es ein Aargauer ist, dürfte kein Zufall sein — hat kürzlich dem Gedanken einer schweizerischen Nation eine überaus verdienstvolle Arbeit gewidmet, die wir hier in ihren Grundgedanken wiedergeben und diskutieren möchten*). Gedanken, die dem schweizerischen Neubürger im Inland und dem von der Heimat fernen Schweizer im Ausland zu kommen pflegen, die aber von der Masse der in der Heimat lebenden Schweizerbürger in ihrer Aktualität und ihrer Bedeutung leider nur selten empfunden werden.

Der Verfasser gibt uns zuerst eine Geschichte und Kritik des Begriffes Nation. Man bezeichnete damit zunächst anthropologisch-ethnographisch die Angehörigen des gleichen Volksstammes, der berühmten „Rasse“, von der man in Europa nur zu viel spricht, als ob sie irgendwo noch rein und greifbar existierte, als ob nicht alle großen Nationen der Gegenwart aus verschiedenen, oft gegensätzlichen Stämmen zusammengesetzt wären.

So muß aber doch die Sprache der bindende Kitt einer Nation sein, die Sprache, die alle Glieder derselben verbindet und sie von allen Fremden trennt? Ein unleugbarer Fortschritt liegt ja gewiß in dieser die Bande des Blutes durch etwas viel Geistigeres und Höheres ersetzen-

*) Die Frage einer schweizerischen Nation, von Dr. Max Jaeger. Bern, K. J. Wyß. 88 S.